

Herausgeber: Geschichtswerkstatt Wilhelmsburg Honigfabrik e.V., Museum Elbinsel Wilhelmsburg e.V.

Wilhelmsburg Hamburgs große Elbinsel



Mit freundlicher Unterstützung der
internationalen gartenschau hamburg 2013
und der
Internationalen Bauausstellung Hamburg



Medien-Verlag Schubert



Für Ulla Falke

ISBN 978-3937843-21-6

© Copyright 2008 by Medien-Verlag Schubert, Hamburg.

Alle Rechte, auch des auszugsweisen Nachdrucks und der
fotomechanischen Wiedergabe, vorbehalten.

Konzeption/Gestaltung: Uwe Schubert /Ann-Kristin Nuernbergk

Printed in Germany

Inhalt

Vorwort	4
Einleitung	5

Historische Entwicklungen

<i>Sigrun Clausen</i> Wer baut ein Haus? Wer verkauft die Milch? Und wem gehört der Deich? Soziale, wirtschaftliche und hierarchische Strukturen einer vorindustriellen Inselgemeinschaft	7
<i>Hanna Bornholdt</i> Kanäle, Straßen, Eisenbahnen – Die Entwicklung der Verkehrsinfrastruktur in Wilhelmsburg	27
<i>Margret Markert</i> Eine Insel wird zum Industriegebiet – Portrait des Reiherstiegviertels	40
<i>Gordon Uhlmann</i> Die Veddel – Stadtentwicklung im Fluss. Von der Weideinsel zum Wohnquartier zwischen Hafen und Industrie	59

Leben auf der Insel

<i>Barbara Günther</i> Von Gemeinnutz und Eigenheim – Die Entwicklung des Wohnungsbaus in Wilhelmsburg	81
<i>Angela Dietz</i> Fremdarbeiter, Gastarbeiter, Einwanderer – Migration in Geschichte und Gegenwart	97
<i>Darijana Hahn</i> Auf der Spur der Kultur – nach der Arbeit das Vergnügen	113
<i>Hildebrand Henatsch</i> Kirchengemeinden in Wilhelmsburg – herausgefordert durch die industrielle und gesellschaftliche Entwicklung	127

Einschnitte

<i>Josef Schmid</i> Zerbrochene Zeit – Wilhelmsburg im Nationalsozialismus	141
<i>Frauке Paech</i> „Die ganzen menschlichen Geschichten“ – Die Hamburger Sturmflut von 1962 im Bewusstsein der Wilhelmsburger Bevölkerung	161

Blickwechsel

<i>Sigrun Clausen</i> Süße Heimat Wilhelmsburg – neuer Blick auf die lokale Geschichtsschreibung	175
<i>Margret Markert</i> Der Sprung über die Elbe – Wilhelmsburgs Weg in die Mitte der Stadt	191





Stickerei, Museum Elbinsel Wilhelmsburg
(rechts) Rahmlöffel
(links) Kothe am Deich in Moorwerder

Sigrun Clausen

Wer baut ein Haus? Wer verkauft die Milch? Und wem gehört der Deich?

Soziale, wirtschaftliche und hierarchische Strukturen einer vorindustriellen Inselgemeinschaft

Wer baut ein Haus?

1. Kleine Sprünge über die Elbe – Einwanderung von ganz nah

Wer dem vorindustriellen Leben auf der Insel im Fluss nachspüren möchte, der beginnt am besten mit einem Besuch im Museum Elbinsel Wilhelmsburg. Er nehme sich Zeit. Denn nur langsam treten dort, hinter dem Kneidenmesser mit dem fehlenden Stück im Griff,¹ hinter dem bis aufs äußerste abgenutzten Essbrettchen mit dem Riss in der Mitte oder der von einem besonders klugen Melker selbst gefertigten Senkwaa-ge² die Menschen der vorindustriellen Epoche hervor.

Manche dieser Menschen verraten uns bei genauerem Hinsehen ihre Namen: Fein säuberlich, in Kreuzstich, die Mädchen auf ihren Sticktüchern. Unter Zickzackmuster, Hohl- saum und Plattstich, unter Adam und Eva aus buntem Garn, steht: „Lucia Clasen 1827. Anna Cordes 1904. Helene Bartels 1899.“ Auf der ersten Seite seiner kostbaren Bilderbibel von 1736 hat ein Schiffbaumeister handschriftlich seinen Namen hinterlassen: „Peter Beenck hat diese Bibel an sich gekauft im Jahr 1803.“³ Und ein messingglänzender Rahmlöffel von der Größe eines Kuchentellers trägt auf der Unterseite die Initialen seines Besitzers: „A. L. M. 1830“, was heißt: Adolf Lühmann 1830.

Clasen, Cordes, Bartels, Beenck, Lühmann – das sind Na-

men, die auf der Elbinsel Wilhelmsburg bis heute existieren. Lässt sich feststellen, wann die Ersten ihrer Familien auf der Insel auftauchen? Und woher sie kommen?

Die Besiedelung der Elbinsel und der weitere Zuzug in der vorindustriellen Epoche finden aus nächster Nähe statt. 1333⁴ schließt der adlige Besitzer von Stillhorn,⁵ „Johan Schake, Ridder“,⁶ mit Peter Aldach, dem Vogt⁷ der benachbarten Insel Ochsenwerder, einen Vertrag über die Eindeichung der südöstlichen Seite Stillhorns ab.⁸ In ihrem Vertrag legen die Männer fest, dass es Bewohner Ochsenwerders sein werden, die die Eindeichung vornehmen. Nach getaner Arbeit sollen die Deicherbauer das Land hinter dem neuen Stillhorner Deich zum Besitz erhalten und sich auf dem Stillhorn ansiedeln.

Geht man davon aus, dass alles so geschehen ist, wie der Ritter und der Vogt es sich vorgestellt haben, dann kommen also die ersten Siedler Wilhelmsburgs⁹ von der nordöstlich gelegenen Nachbarinsel Ochsenwerder. Sicher überliefert ist aus dieser Zeit nur ein Bewohner-Nachname: Beye.¹⁰

In der Folgezeit, bis 1660, kommen die Besiedler der Stück für Stück eingedeichten Gebiete ganz überwiegend aus direkter nordöstlicher Nachbarschaft. Die meisten setzen von der fast genauso dicht benachbarten Insel Billwerder über. Billwerder ist bereits seit dem 13. Jahrhundert eingedeicht und besiedelt. Die ersten Vorfahren der Stickerin Helene Clasen erscheinen im Taufregister. Die Menschen, die von Billwer-



Landschaft am Reiherstieg zu Beginn der Industrialisierung



Bauunternehmer Hermann Vering –
nach seinen Plänen entwickelte sich
Wilhelmsburg zur Stadt

Margret Markert

Eine Insel wird zum Industriegebiet– Portrait des Reiherstiegviertels

Reiherstieg – dieser Name erweckt Bilder eines schilfumsäumten Pfades, am Ufer stelzen Wasservögel, der Wind kräuselt sanft das Wasser, die Gezeiten geben in immergleichem Rhythmus den Tideauen ihre Gestalt. Eine Landschaft der Ruhe – das war bis Ende des 19. Jahrhunderts das Gebiet um den Elbarm Reiherstieg, der Wilhelmsburg im westlichen Teil senkrecht teilt. In nur dreißig Jahren von 1880 bis zu Beginn des Ersten Weltkrieges erlebte hier die Elbinsel Wilhelmsburg den größten Wandel seit den Anfängen der Eindeichung. Der Hamburger Hafen setzte südlich der Elbe einen Strukturwandel in Gang, der Wilhelmsburg in seinen Folgen bis heute prägt – im Negativen wie im Positiven.

Seit Jahrhunderten lebten hier Milchbauern, Fischer und Schiffszimmerer. Neben der Milchwirtschaft war die Holzflößerei der älteste Gewerbebezweig Wilhelmsburgs. Holzhandel wurde am Reiherstieg seit dem 17. Jahrhundert betrieben, und mit dem Holzhandel entstanden auch die ersten Schiffswerften. Schon seit 1864 gab es die Werft von Berend Roosen am nördlichen Reiherstieg. Verbindung zur Außenwelt waren die natürlichen Wasserstraßen, auf denen die Bauern und Händler Milch und Gemüse zu den Hamburger Märkten brachten. Als Hamburg 1888 im Zuge des Zollanschlusses ans Deutsche Reich seinen Freihafen ausbaute, rückte Wilhelmsburg ins Kalkül der Planer einer Hafenerweiterung. Innerhalb eines Jahrzehnts erschlossen Terrainspekulanten und Grundstücksgesellschaften das Marschland für die zukünftige Ansiedlung der Industrie. Wo zuvor noch die schwarzbunten Kühe auf grünen Wiesen wiederkäuten, wuchs nun die Stadt Wilhelmsburg; erst als selbstständige preußische Gemeinde, schließlich als Hamburger Stadtteil. Noch vor Ausbruch des

Ersten Weltkrieges 1914 waren neue Hafenbecken, Kanäle, Fabriken und das heutige Reiherstiegviertel gebaut. 1875 hatte Wilhelmsburg knapp 4.000 Einwohner – 1914 waren es schon achtmal so viel. Zum idealsten Industriegelände des Deutschen Reiches, zum „Goldland der Zukunft!“ wurde Wilhelmsburg erklärt. Mit großen Erwartungen sah man dem industriellen Aufschwung entgegen. Die Inselgemeinde wurde zur Industriestadt, die große Mehrheit der Bevölkerung waren nun ArbeiterInnen. Seine Selbstständigkeit verlor Wilhelmsburg, als es 1927 mit Harburg zur Stadt Harburg-Wilhelmsburg vereint wurde, dann 1937 mit dem „Groß-Hamburg-Gesetz“ nach Hamburg eingemeindet wurde. Seit 2008 gehört Wilhelmsburg zum Bezirk Mitte und rückt damit ins Zentrum der Hansestadt. Ein Stadtteil, der fast ein halbes Jahrhundert als Hinterhof der Metropole gesehen wurde, steht zu Beginn des 21. Jahrhunderts im Mittelpunkt der Hamburger Stadtentwicklung – die Geschichte einer bemerkenswerten Verwandlung.

Erschließung

Als erster Industriebetrieb siedelte sich 1889 die Norddeutsche Wollkämmerei und Kammgarnspinnerei am Reiherstieg an und hatte 1890 schon etwa 1.000 Beschäftigte. Fast die Hälfte davon waren Frauen, viele von ihnen eingewandert aus den verarmten Ostprovinzen des Deutschen Reiches, Westpreußen und Posen. 1890 traten die Gebrüder Carl und Hermann Vering, Ingenieure und Bauinvestoren aus Hannover, auf den Plan. Hermann Vering war mit seiner Firma schon am Bau



Stübens Volksgarten am Reiherstieg war ein Ausflugsziel, das auch Hamburger gern ansteuerten



Stübens Saal, 1882 erbaut, war einer der kulturellen Mittelpunkte des Reiherstiegviertels

Darijana Hahn

Wilhelmsburgs Kulturleben– Nach der Arbeit das Vergnügen

Ein Schaufenster in der Wilhelmsburger Veringstraße ist über und über mit Plakaten beklebt. Da lädt zum Beispiel das Bürgerhaus zur neuen „Musik-Comedy“ der „Feen in Absinth“ und in die „Haifischbar mit dem Kapitän der guten Laune“ ein, es bittet zum „Sonntagstanztee“, und wer lieber zuschaut, kann zwischen dem „Orientalischen Tanzfest“ und dem „Flamenco-Festival“ wählen.

Die Kultur eines Ortes – dazu gehören zum einen Konzerte, Ausstellungen, Theateraufführungen und Lesungen in den entsprechenden Institutionen (Museum, Theater, Bibliothek). Dazu gehören zum anderen die ganz individuellen oder gruppengeleiteten kulturellen Äußerungen der Ortsbewohner. Es sind vor allem die Einwohner selbst, die – einerseits passiv durch ihre unterschiedlichen Nationalitäten, Berufe und Werdegänge, andererseits aktiv durch ihr kulturelles Engagement – zum spezifischen Milieu des Stadtteils beitragen. Sie geben Wilhelmsburg neben den Veranstaltungen der offiziellen Kulturinstitutionen seine individuelle Note und seine ganz spezifische Alltagskultur.

In diesem Beitrag sollen beide Aspekte des kulturellen Lebens berücksichtigt werden. Dabei interessiert nach dem Was? Wie? Wann? auch das Warum? Gibt es für bestimmte Erscheinungen bestimmte Gründe? Gab und gibt es in Wil-

helmsburg eine Kultur – gedacht in beiden Auffassungen – die allein typisch ist für die Elbinsel?

Geprägt wird das kulturelle Leben Wilhelmsburgs maßgeblich durch Menschen, die vor längerer oder kürzerer Zeit, spätestens seit der Industrialisierung, in den Stadtteil eingewandert sind. Dies ist das erste, ganz charakteristische Merkmal Wilhelmsburgs – Menschen unterschiedlichster Herkunft hinterlassen immer wieder ihre sichtbaren Spuren, auch im kulturellen Leben. So verdankt Wilhelmsburg beispielsweise seine katholische Kirche St. Bonifatius den ersten Einwanderern, den sogenannten Polen aus Posen und Schlesien. Sie waren hauptsächlich vom damals größten Arbeitgeber, der Wilhelmsburger Wollkämmerei, angeworben worden und bemühten sich ganz intensiv um ein eigenes Gotteshaus. Doch für die Neu-Wilhelmsburger – zum größten Teil Arbeiter – gab es bei weitem nicht nur die Kirche zur Erbauung und Abwechslung.

Freizeit um 1900

Ein Blick in die Wilhelmsburger Zeitung um die Jahrhundertwende lässt erahnen, wie sich die Menschen damals vergnügt haben: jedes Wochenende fand in mindestens einem der vielen Gasthäuser ein Ball oder ein Fest, ausgerichtet von einem der ebenso zahlreichen Vereine, statt. Kleine Kostprobe

vom Sonntag, den 29. September 1912: An diesem Tag hatte man die Auswahl zwischen „Tanz-Kränzchen“ im „Posthof“, veranstaltet vom Sängerbund „Frohsinn“ von 1881, einem „Rekruten-Abschiedsball“ im „Lokale des Herrn E. Schulte“, veranstaltet vom Fußballverein „Pretoria“ von 1909 und der „Großen Ball-Musik“ von elf Wilhelmsburger Gaststätten, die über einen Saal verfügten. So ging es Wochenende für Wochenende, bis weit in die 20er Jahre hinein.

Vereine existierten in Wilhelmsburg bereits 1910 so viele, dass die Wilhelmsburger Zeitung schrieb: *„Das Adressbuch ist gewiss der beste Zeuge dafür, dass auch Wilhelmsburg alles andere wie arm an Vereinen ist. Berufs-, Unterhaltungs-, Fortbildungs- und alle möglichen Vereine sind im dicken Vereinsregister doppelt und dreifach vertreten.“*⁴¹

Im Jahre 1922 gab es 279 Vereine. Kaum eine Aktivität, die nicht vereinsmäßig organisiert gewesen wäre. Allerdings ist dies nicht allein typisch für Wilhelmsburg, sondern ein allgemeines Phänomen der damaligen Zeit. Die „Winsener Nachrichten“ vom 17.5.1908 spöttelten darüber: *„Nachdem wir es in unserem lieben Vaterland bereits zu einem Verein zur Bekämpfung der Vereinsmeierei gebracht haben, fehlt uns an der vollkommenen Vollkommenheit nichts mehr...“*

Singen, Kegeln, Schießen, Turnen, Fahrradfahren, Fußballspielen, Sparen, Theaterspielen, Heimweh haben, politisch aktiv und nicht zuletzt schlicht gesellig sein – für all das bot sich ein passender Verein. Die Vereine versäumten auch nicht,



Athletenclub „Jung Siegfried“, gegründet 1894



Viele Fußballer, die beim HSV oder FC St. Pauli glänzten, begannen ihre Karriere in Wilhelmsburg

Der Wilhelmsburger Ruderverein lässt noch heute am Abmannkanal seine Boote ins Wasser

Geselligkeit zu pflegen und entsprechende Feste zu veranstalten. Am Anfang einer wahren Vereinsgründungs-Welle stand der Gesangsverein „Union“, der am 10. Dezember 1872 aus der Taufe gehoben wurde und ab 1873 „Wilhelmsburger Gesangsverein von 1872 e.V.“ hieß. Bis zum Zweiten Weltkrieg gab es dann sage und schreibe 21 Gesangsvereine. Kultureller Höhepunkt in Wilhelmsburg für lange Zeit war zweifelsohne der Sangeswettstreit, zu dem sich diese Vereine 1910 trafen. Die Wilhelmsburger Zeitung kündigte ihn verheißungsvoll an: *„Zu einem imposanten hier noch nicht miterlebten Fest wird sich der Sängewettstreit am kommenden Sonntag in Stübens Volksgarten am Reiherstiegdeich gestalten. Mit diesem Massen-Gesangswettstreit ist ein großes Volksfest in dem prächtigsten Garten Wilhelmsburgs, den in dieser Größe und in diesem bezaubernden Anlagenschmuck manche Großstadt nicht aufzuweisen hat, verbunden. Ohne Zweifel, am Sonntag wird ganz Wilhelmsburg nach Stübens Volksgarten pilgern.“*⁴²

Die hohe Vereinsdichte in Wilhelmsburg um die Jahrhundertwende ist ein Indikator für die sich schnell verändernde ökonomische und damit gesellschaftliche Struktur der Elbinsel. Die Existenz der vielen Wilhelmsburger Vereine um 1900 zeigt, dass die Elbinsel zu dieser Zeit schon lange keine landwirtschaftlich geprägte Landgemeinde mit bäuerlicher Kultur mehr war, sondern sich längst zum einem immer weiter wachsenden Industriestandort mit einem hohen Anteil von Arbeitern an der Bevölkerung entwickelt hatte. Die schier

unglaubliche Vereinsvielfalt Wilhelmsburgs existierte bis in die 1970er Jahre hinein: 44 Berufsvereine, 26 Sparklubs (mit Namen wie „Familienfreude“ oder „Schaff an“), 20 Kegelklubs, 18 Lotteriekklubs („Goldregen“, „Fortuna“), 21 Theater- und Musikvereine, 21 Gesangsvereine, neun politische Vereine, acht Beerdigungsvereine, drei Kriegsbeschädigten-Zusammenschlüsse, zwei Bürgervereine, ein Mieter- und ein Haus- und Grundbesitzerverein, drei Bauvereine, 29 Sportvereine sowie 20 Geselligkeits-Klubs mit solchen verheißungsvollen Namen wie „Immer Lustig“ oder „Wir bleiben die Alten“.

Sport

Während viele der Vereine nicht lange existierten und es einige Formen – beispielsweise die Sparclubs – kaum noch gibt, sind andere bis heute erfolgreich aktiv. Dazu gehören vor allem die Vereine für sportliche Aktivitäten. Der älteste Verein unter ihnen ist der Schützenverein Alt-Wilhelmsburg/Stillhorn von 1680. Nachweislich gegründet wurde der Verein erst 1909; die Jahresangabe 1680 rührt von einer Erwähnung in Ernst Reinstorfs Buch „Die Geschichte der Elbinsel Wilhelmsburg“ her. Dort heißt es: *„Schon früh muss hier ein Schützenfest gefeiert worden sein, denn bereits um 1680 finden wir hier bei der hohen Brücke eine Vogelstange [...]“*.

Der älteste und sehr erfolgreiche Fußballverein ist der Wilhelmsburger Fußballclub 09, gegründet 1909. Zwei Spieler wechselten zum HSV – Wilhelm Abramcyk 1947 und Otto Globisch 1949 – und machten dort Karriere. 1972 ging der Verein im Wilhelmsburger Sportverein 1893 e.V auf. Dieser wiederum fusionierte 2003 mit zwei anderen Sportvereinen, den ebenso alteingessenen TSC Victoria von 1910 und Turnverein Jahn, zum größten Wilhelmsburger Sportverein mit 1.700 Mitgliedern.

In besonderem Maße sozial engagiert ist die „Wilhelmsburger Fußball-Altherren-Auswahl“ von 1967, die sich aus ehemaligen Liga-Fußballspielern Wilhelmsburger Vereine zusammensetzt. Sie hat bei ihren Turnieren und Wohltätigkeitsspielen bislang 800.000 Euro erspielt, die sozial benachteiligten Kindern zu Gute kommen.

Und was wäre die Elbinsel mit ihren vielen Kanälen ohne einen Ruderclub, der seit 1897 die Paddel schwingt? Oder ohne einen Segelverein, der 1926, hauptsächlich von Werftarbeitern, am Reiherstieg gegründet wurde? Auf selbst gebauten Booten segelten die anfänglich 14 Männer den Reiherstieg auf oder ab, um an Segelwettbewerben im Hamburger Raum erfolgreich teilzunehmen. Mittlerweile ist geplant, dass der Verein, der seit 1937 an der Süderelbe eine Bleibe hat, wieder zum Reiherstieg zurückkehrt.

Das Bandoneon-Orchester

Erfreulich ist auch das Fortbestehen des 1929 gegründeten Bandoneon-Orchesters „Freundschaft-Harmonie“³. Es ist das Letzte seiner Art in ganz Hamburg. Zusammen mit dem Männergesangsverein tritt es nicht selten als kulturelle Vertretung Wilhelmsburgs bei offiziellen Anlässen auf wie beispielsweise auf dem Hafengeburtstag oder auf der Messe „Du und Deine Welt“ oder auch im NDR-Fernsehen.⁴ Neuerdings veranstaltet es wieder den legendären Tanztee im Bürgerhaus.⁵ Bandoneonorchester waren typisch für Arbeiterviertel wie Wilhelmsburg, galt das Bandoneon doch als „Klavier des kleinen Mannes“. So charakterisiert die Wilhelmsburgerin Nicola Kaczmarek, Urenkelin des Gründers, aktive Bandoneonspielerin und Wilhelmsburger Vereinsforscherin, diese Musikkultur. Die Vereinsgründer spielten mit ihrem Orchester Unterhaltungs- und Tanzmusik. So konnten sie sich sinnvoll und kreativ die Zeit vertreiben – waren doch die meisten der Mitglieder zur Gründungszeit arbeitslos.

Das Museum Elbinsel Wilhelmsburg

Von weiterer kultureller Bedeutung ist auch ein Verein, der nicht nur selbst die Kultur von Wilhelmsburg bereichert, sondern sie auch pflegt, aufbewahrt, fördert und an die Öffentlichkeit bringt: der seit 100 Jahren tätige Verein für Hei-

matkunde. Das vom Verein eingerichtete Museum im ehemaligen Amtshaus ermöglicht dem Besucher einen „Streifzug durch 600 Jahre Geschichte der Elbinsel Wilhelmsburg“.

Von 1910 bis 1941 war das Museum im Wilhelmsburger Wasserturm untergebracht. Über das Museum hinaus bietet der Verein eine Reihe von Veranstaltungen an, um Wilhelmsburg kennen zu lernen – wie zum Beispiel Fahrten mit dem Alsterschiff auf die Elbinsel. Seit 1964 wird die Zeitschrift „Die Insel“ herausgegeben, deren Beiträge interessante Materialien zur Wilhelmsburg-Forschung bieten. Seit 2005 wird einmal im Jahr der Hermann-Keesenberg-Gedächtnispreis an heimatkundlich engagierte Jugendliche verliehen. Hermann Keesenberg war von 1946 bis 1982 Vorsitzender des Vereins. Anlässlich seines hundertjährigen Bestehens hat sich der Verein 2007 in „Verein Museum Elbinsel Wilhelmsburg“ umbenannt.

Gaststätten und Tanzsäle

Die Vereine brauchten nicht nur die Mitglieder für ihr erfolgreiches Vereinsleben. Ebenso wichtig war ein gemeinsames Dach, unter dem sich die Menschen treffen konnten. Dieses fanden die Vereine in den Gaststätten. Die Gaststätten profitierten vom Vereinsboom, den sie durch entsprechende Bau-



Diese Anzeige in der Wilhelmsburger Zeitung 1912 zeigt, wie groß das Bedürfnis nach Ablenkung von den Mühen des Alltagslebens war

lichkeiten maßgeblich unterstützten. Hatten sie noch keinen Saal, ließen sie einen bauen, der dann mit einem großen Fest eingeweiht wurde. So feierte „Stübens Etablissement“ am 2.11.1912 mit einem „Großen Einweihungs-Ball“ die vollständig renovierten Lokalitäten sowie die neue moderne elektrische Saalbeleuchtung. „Stübens Etablissement“ hatte

eine besondere Stellung inne, bis in die jüngste Vergangenheit hinein. Um die Jahrhundertwende gab es zum einen Stübens Volksgarten, am Reiherstiegdeich gelegen, mit großem Kaffeegarten, Freilichtbühne, Zoo und eigenem Fähranleger. Zum anderen gab es das Etablissement am Vogelhüttendeich. Während der „Volksgarten“ den Zweiten Weltkrieg nicht überlebte, blieb Stübens Etablissement im Vogelhüttendeich noch lange der „Nabel“ des Wilhelmsburger Kulturlebens. Bis Anfang der 1970er Jahre war bei Stübén für Abwechslung und Kurzweil gesorgt: Ob Ballmusik, Affentheater, Preis-kegeln, Boxkampf oder Maskerade – hier konnte man was erleben!

Nach einer langen Zeit des Leerstands erfuhr Stübens Saal ab 1985 nochmals eine Hoch-Zeit, sogar unzählige Hochzeiten – denn ab nun diente er unter dem Namen „Marmara Dügün Salonu“ als Festsaal für vornehmlich türkische Vermählungsfeiern. Nachdem am 31. Dezember 1999 behördlicherseits der Abriss des gesamten Gebäudes beschlossen wurde, gab es an zwei Abenden im Februar 2000 ein letztes Erinnerungsfest, als die Geschichtswerkstatt Wilhelmsburg dort mit ihrer „Abschiedsrevue“ nochmals 100 Jahre Festkultur in Stübens Ballsaal aufleben ließ.⁶

Einige andere Traditionslokale haben überlebt, beispielsweise das Gasthaus „Sohre“, das in Kirchdorf seit 1854 Gastlichkeit pflegt und im eigenen Saal Veranstaltungen wie den „Wilhelmsburger Inselball“ ausrichtet. Oder der Wilhelmsburger Hof, in dem man seit 1901 einkehren und eine Flaschenöffnersammlung bestaunen kann, die allen Anspruch darauf hätte, ins Guinnessbuch der Rekorde aufgenommen zu werden. Dann sind da noch einige Kneipen im Reiherstiegviertel, die es „einfach schon immer gegeben hat“. Dazu gehören die in der Fährstraße liegende „Elbinsel“, um 1900 eine SPD-Hochburg, und die Eckkneipe „Baron“ an der Ecke Fährstraße/Industriestraße.

Volksbildung im Arbeiterstadtteil

Nicht alle Wilhelmsburger waren von der kulturellen Vielfalt, die hauptsächlich am Samstagabend und am Sonntag-nachmittag stattfand, begeistert. Die Kirche kritisierte die „Vergnügungssucht“ der Wilhelmsburger Bevölkerung. So wird moniert, dass „[...] fünf große und mehrere kleine Tanzsäle Sonntag für Sonntag zu Bier und Tanz einladen und sich für die meisten Familien die Sonntagsfeier nach der Erledigung dringender Hausarbeiten auf dem Tanzboden [...]“⁷ abspiele.“

Um Alternativen zum „Tanzboden“ – und dem damit einhergehenden hohen Alkoholkonsum – anzubieten, richtete die Reiherstieg-Gemeinde am 1. Oktober 1905 eine Bibliothek ein, in der „eine unparteiische Auswahl von Zeitungen und Zeitschriften zur allgemeinen Benutzung“ angeboten wurde. Die Wilhelmsburger Zeitung kündigte die neue Einrichtung mit den Worten an: „Die öffentliche Bücherhalle soll der

Mehrung des Wissens und dem freien Ausblick in alle Erscheinungen der Welt dienen. Sie bietet Platz für 34 Personen. Kaffee und andere alkoholfreie Getränke sind zu mäßigen Preisen zu haben. Auch an junge Leute ist gedacht, die kein gemütliches Heim haben und deren Neigung es nicht entspricht, ihre freie Zeit bei Bier, Karten oder Tanzmusik zu verbringen.“⁸

Die Volksbibliothek wurde allerdings schlecht angenommen. Das geht aus der Jubiläumsschrift des Bauvereins Reiherstieg vor, in dessen Gebäude die Bibliothek eingerichtet war. Ein Mitarbeiter des Bauvereins berichtet über das Ende:

„Wir hatten alles aufs beste eingerichtet: 1 großer Andree's Hand-atlas, 17 verschiedene Zeitungen aller Parteieinrichtungen, 1 Lese-journalmappe. [...] Der Besuch war für jedermann frei. Aber nur die Lehrer und die Lehrerinnen am Orte haben im wohlgeheizten Zimmer ihre Kenntnisse bereichert. Die Arbeiterschaft sah diese Einrichtung mit misstrauischen Augen an, sodass wir am Jahresschluss alles an H. Vering wieder abliefern mussten.“

Mehr Erfolg hatte dagegen die Bibliothek von Schulrektor Meyer, der in der Volksschule Fährstraße am 1. September 1903 eine Bibliothek mit 84 Bänden einrichtete – ein Grundstock, der sich im Lauf der Zeit immer mehr vergrößerte. Aus der Schul- wurde 1909 eine Volksbibliothek, die wiederum 1930 eine Zweigstelle der Stadtbücherei Harburg wurde und 1940 schließlich Teil der Hamburger Bücherhallen. Heute halten die beiden Bücherhallen in Wilhelmsburg insgesamt 39.170 Bücher zur Verfügung (17.359 in der Bücherhalle Vogelhüttendeich und 21.811 in Kirchdorf).

Kino

1912 bekam das kulturelle Angebot Wilhelmsburgs, wie andernorts auch, Zuwachs durch die noch ganz neuartige Einrichtung Kino. Harburg bekam beispielsweise mit dem Wallhof-Kino am 21.1.1911 „die laufenden Bilder“ am festen Ort.⁹ Zwar ist für Wilhelmsburg nicht belegt, wann das



Kinoanzeige 1931

erste Kino genau eröffnet wurde, doch sicher ist, dass es das „Rialto“ am Vogelhüttendeich war. Es war noch bis 1987 in Betrieb.

1912 tauchten das erste Mal – ganz unvermittelt – Anzeigen für das „Monopol-Theater Wilhelmsburg“ in der Wilhelmsburger Zeitung auf. So am 2. November 1912 mit einer kommentierten Auswahl von sechs Filmen und den Kindervorstellungen: *„Schloss Chambord – sehr sehenswert; Die Launen des Sonnenkönigs – Fantasie-Ballett; Am Rande des Glücks – spannendes Drama; Unter schwerem Verdacht – großes Drama in 3 Akten, mit durchweg spannender Handlung; Die Stehleiter – Sensationelle Komödie.“*¹⁰

Für die Nachkriegszeit finden sich Anzeigen von sechs Wilhelmsburger Kinos, ab 1954 gebündelt unter dem Titel „Was zeigen die Wilhelmsburger Film-Theater?“.¹¹ Es sind die „Filmburg“ in der Veringstraße 60, die „Insel-Lichtspiele“ am Stübenplatz, das „Rialto“ im Vogelhüttendeich 30, die „Lichtburg“ auf der Veddel in der Schule Slomanstieg 3 und die „Georgswerder Filmbühne“ im Niedergeorgswerderdeich 18. Dieses Überangebot an Kinovorführungen deckt sich mit der Schilderung des damals 73-jährigen Otto Lohmann:¹² *„Meine Freunde und ich waren, so weit damals möglich, eifrige Kinogänger. Es war ja zu jener tristen Zeit nahezu das einzige Vergnügen. Auch nach Kriegsende war Kino alles! Dienstags und freitags wechselte das Programm. Marika Roekk, Johannes Heesters und viele mehr flimmerten über die Leinwand. Auch die klassischen Filme aus Hollywood durften wir nun sehen: Marlene Dietrich, Cary Grant usw.“*

Während manche Kinos kein eigenes Gebäude hatten wie beispielsweise die „Insel-Lichtspiele“ oder die „Georgswerder Filmbühne“, war die „Filmburg“ ein richtiger „Filmpalast“. Sie war mit 700 Plätzen das größte Kino, ausgestattet mit Foyer, Logen und grünen Polstersitzen.¹³ Nach Renovierungsarbeiten 1954 an der „Filmburg“ schwärmt die Wilhelmsburger Zeitung in den höchsten Tönen: *„Beim Eintritt muss man sich erst ein paar Mal mit der Hand über die Augen fahren, bevor man es glaubt, daß man nicht träumt. Zunächst hat man den Eindruck, dass die ‚Filmburg‘ viel kleiner wurde als sie vorher war. Man sitzt nicht mehr in einem großen Kasten, der aus vier Wänden besteht mit einem Deckel drüber als Decke, sondern hat das Gefühl, in einem richtigen Theater zu sein, und in einem kultivierten noch dazu.“*¹⁴

Zur Feier der abgeschlossenen Renovierung, die zeitgleich mit dem 25-jährigen Jubiläum einherging, fand am 29. Oktober 1954 die „festliche Premiere“ der „neuen Farbfilm-Operette“ „Der Zigeunerbaron“ statt. Gleichzeitig hatte auch das „Rialto“ renoviert, sodass die Wilhelmsburger Zeitung sogar im Herbst von einem „Kino-Frühling“ sprach.

Krieg und Kultur

Gegen Ende des Ersten Weltkrieges wurde der Rückgang des Vergnügungs- und Veranstaltungsbetriebes spürbar; die

materielle Not der Bevölkerung war groß, und nur wenigen Menschen war nach Feiern zumute. Bei Tanzvergnügungen herrschte kriegsbedingter Männermangel. Die Not der Kriegsjahre bremsste das Veranstaltungsleben erheblich. Die Abdankung des Kaisers und die radikalen politischen Veränderungen weckten in der Wilhelmsburger Bevölkerung das Bedürfnis, sich grundlegend zu informieren. Am 20. November 1918 lud die SPD zu einer öffentlichen Versammlung in Stübens Saal am Vogelhüttendeich. Einziger Tagesordnungspunkt war: *„Der Umsturz in Deutschland. Starker Besuch erwartet!“* Der kurzzeitig zu Macht gelangte Arbeiterrat von Wilhelmsburg setzte, dem Ernst der politischen Lage entsprechend, den Amüsierbetrieb 1918 kurzfristig ab.

In den Jahren der Weimarer Republik entwickelte sich dann ein regelrechter Bildungs- und Informationshunger. Diskussionsabende über Reformpädagogik, Filmvorführungen über die Abtreibungsfrage, Informationsabende über technische Neuerungen oder auch esoterische Vorträge füllten die Wilhelmsburger Säle.

Während des Zweiten Weltkrieges fanden Vergnügungen nur – wenn überhaupt – auf Sparflamme statt. 1940 wurde die Bevölkerung angehalten, den 1. Mai „in würdigem und der Zeit entsprechenden Rahmen“ zu begehen, während offizielle Feierlichkeiten ganz unterblieben.

Das stand im Gegensatz zu all den Jahren davor, während derer das Nazi-Regime zu bestimmten Tagen, wie dem 1. Mai oder der Sommersonnwende am 22. Juni, pompöse Großveranstaltungen im gesamten Deutschen Reich, so auch in Wilhelmsburg, abgehalten hatte.¹⁵ In die Wilhelmsburger Kulturannalen ging diesbezüglich das groß angelegte „Fest der Volksgemeinschaft „Achter Diek“ ein, das 1939 von der Wilhelmsburger Ortsgruppe der NSDAP organisiert worden war. Zu dieser Gelegenheit wurde mittels eines Festumzuges die „alte bäuerliche Kultur der deichumsäumten Insel“ veranschaulicht. Dieses traditionelle Fest hatte es schon vorher gegeben; nun wurde es von den Nazis für ihre Zwecke benutzt. Solche Großveranstaltungen, bei denen alle Wilhelmsburger gehalten waren, zu erscheinen, waren typisch für das Kulturleben der NS-Zeit. Jegliche Vereinsaktivitäten standen unter dem Banner des Hakenkreuzes, denn alle Vereine waren gleichgeschaltet worden. NSDAP-Parteimitglieder wurden in die Vorstände gesetzt, um das Vereinsleben zu kontrollieren. Die Reichsmusikkammer kontrollierte, was gespielt wurde. So wurde es dem Bandoneon-Orchester untersagt, Stücke jüdischer Komponisten zu spielen. Bälle, wie sie die Vereine so vielfach um die Jahrhundertwende ausgerichtet hatten, gab es kaum noch. Lediglich das Kino sorgte für Abwechslung vom Alltag mit solchen Filmen wie „Ein Mann auf Abwegen“ mit Hans Albers oder „Das Recht auf Liebe“ mit Magda Schneider.¹⁶

Vergnügungslust der Nachkriegsjahre

Wie überall standen die Nachkriegsjahre bis weit in die Fünfziger hinein im Zeichen des Wunschs nach Vergessen der Kriegszeit. Man war mit dem Wiederaufbau beschäftigt und wollte an Vergangenes nicht gern erinnert werden. Die Menschen entwickelten ein großes Bedürfnis nach Vergnügen. Die Wilhelmsburger Zeitung schildert am 1. Juli 1954 eindrucksvoll „Wilhelmsburg bei Nacht“:

„Zum Wochenende allerdings geht zumeist das Leben in der Nacht

weiter, zumal dann, wenn in den Gaststätten Tanzvergnügungen stattfinden. Dann ist Wilhelmsburg nicht selten nachts lauter, als es den Schläfern lieb sein kann. Junge Paare, vereinzelt Männer und Jünglinge durchstreifen singend – vielleicht auch nur andeutungsweise – die Straßen. Polizisten sind am Werk, um diese Ruhestörer zum Verstummen zu bringen.“ Diejenigen, die sich heute an die Zeit erinnern, geraten ins Schwärmen. Die Wilhelmsburgerin Agnes Nau hat ihre Erinnerungen niedergeschrieben: „Nach ein paar Monaten [1959] hatten wir jungen Leute auch Wilhelmsburg für uns entdeckt und gingen jedes Wochenende tanzen. Ja, Sie hören



Jahrmarkt in den 1960er Jahren



Schachturnier Open-Air 1973 im Bahnhofsviertel



Leseförderung in
der Bücherhalle
Veringstraße, 1960er
Jahre

richtig, wir rockten und twisteten bei Sandring und ‚Bei Erna‘ in der Ernastraße. Im großen Tanzsaal bei Hoppe in Kirchdorf drängten uns die Jungs immer an den Rand der Tanzfläche, weil dort eine beleuchtete Fußbodenbegrenzung war und sie versuchten, einen Blick unter unseren Petticoat zu erhaschen. Maskeraden wurden bei Stüben am Vogelhüttendeich gefeiert und wenn wir etwas zum Schmusen hatten, trafen wir uns in der Brückenklause oder gingen zu Suhr ins Tanzcafé. Auch Kino war angesagt. Wir waren glücklich und amüsierten uns ohne Krawall, ohne Drogen. Nur vom Alkohol naschten wir ein bisschen und für die Mädchen gab es Eckes Kirsch, Martini Orange, Curaco Blau. Na, und die Jungs hielten sich am Tresen und der Bierflasche fest, glätteten ihre Elvis-Presley-Frisur ständig mit dem Kamm. Wir Mädchen warteten auf den ersten Musiktakt und den ersehnten Tänzer. Meistens nahm er eine andere!¹⁸

„Ja, in Wilhelmsburg, da war vielleicht was los“ – sagen auch viele andere, die der heutigen Generation 60 plus angehören. Genauer befragt, was denn „los gewesen“ sei, kommt immer wieder die unglaubliche Kneipendichte ins Gespräch. „Wissen Sie“, sagt dazu (zum Beispiel) der Wilhelmsburger Hans-Georg Bomberka, „Wilhelmsburg war ja ein Arbeiterstadtteil, und da, wo Arbeiter sind, wird auch gesoffen.“ Um zu veranschaulichen, wie viele Kneipen es damals gab, gibt er folgendes Beispiel: „Wenn Sie am Vogelhüttendeich in jeder Kneipe einen Schnaps genommen hätten, hätten Sie nur die Hälfte geschafft.“ Und Bomberka erzählt, dass die Frauen ihre Männer an den Werkstoren abgeholt hätten an den Tagen, an denen es die Lohntüte gab. Zu groß sei die Gefahr gewesen, dass die Männer ihren gerade zugeteilten Lohn beim „Lohntütenball“ – der

in jeder Kneipe gefeiert wurde – bis auf den letzten Pfennig verprasst hätten. Das blühende, vergnügliche kulturelle Leben kam jedoch, wie andernorts auch, durch das Aufkommen des Fernsehens langsam zum Erliegen. Zahlreiche Kneipen sowie die vielen Kinos mussten aufgeben. Das letzte Wilhelmsburger Kino, das Rialto, schloss 1987 für immer seine Pforten. Auf der Elbinsel kam erschwerend hinzu, dass nach der Flut 1962 vieles zerstört war – nicht nur materiell sondern auch sozial und kulturell. Viele Bewohner kamen nach der Flut nicht zurück, soziale Zusammenhänge gingen verloren. Nur wenige Menschen wollten freiwillig nach Wilhelmsburg ziehen. Die Gesellschaftsstruktur am Ort veränderte sich.

Einwanderer-Kulturen

Zeitgleich kam – nach den Polen um 1890 – die zweite Generation von Gastarbeitern nach Wilhelmsburg. 1971 spricht die Wilhelmsburger Zeitung von 1.200 „Gastarbeitern“¹⁹ in Wilhelmsburg, und 1973 heißt es: „Gastarbeiter haben sich bestens eingefügt. Keine noch so ‚pütscherige‘ deutsche Hausfrau könnte an ihren Wohnungen etwas aussetzen.“²⁰ Das mag aus heutiger Sicht verwundern. Doch wenn man sich vergegenwärtigt, wie gefragt neue Arbeitskräfte zu jener Zeit waren, und wie schnell sie sich in dieser Zeit der „Vollbeschäftigung“ in die industriellen Arbeitsprozesse integrierten, klingt das durchaus plausibel. 1980 findet sich ein Bericht über den „Fünf-



Sprengung des kleinen Wilhelmsburger Flakbunkers im Oktober 1947



Hakenkreuzfahnen auf der Veringstraße

Josef Schmid

Anpassung, Zustimmung und Widerstand – Wilhelmsburg im Nationalsozialismus 1933 bis 1945

„*Wilhelmsburg war rot*“ – so erinnerten viele alte Bewohnerinnen und Bewohner ihre stark von der Arbeiterbewegung geprägte Gemeinde in der Zeit der Weimarer Republik.¹ Oft war dieses Urteil mit erkennbarem Stolz auf eine damals lebendige und vielfältige Arbeiterkultur unterlegt. Mit einigem Recht, denn die politische und soziale Vorherrschaft der Arbeiterparteien SPD und KPD war in jenen Jahren überall spürbar gewesen. Selbst die andernorts immer dreister auftretende NSDAP und ihre paramilitärische Sturmabteilung (SA) hatten sich in Wilhelmsburg bis 1933 nicht getraut, Aufmärsche durchzuführen. 1980 gab der eingetragene Verein „Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschisten“ (VVN-BdA) Hamburg-Harburg erstmals eine Dokumentation heraus, durch die ein überwiegend im Arbeitermilieu verankerter Widerstand in Harburg und Wilhelmsburg während des gesamten „Dritten Reiches“ belegt wird.²

Im Kontrast zu diesen Schlaglichtern, die einen lokalen Sonderweg der Elbinselgemeinde suggerieren könnten, steht der längst bekannte Befund, dass bereits wenige Wochen nach der Machtübernahme durch Adolf Hitler am 30. Januar 1933

auch im „roten“ Wilhelmsburg „Hakenkreuzfahnen und SA-Stiefel das Stadtbild“ bestimmten.³ 1993 versuchte die Geschichtswerkstatt Wilhelmsburg mit der Publikation „zerbrochene Zeit“ erste Antworten auf die Frage zu geben, wie dies möglich gewesen ist. Diese Antworten und neuere Forschungsergebnisse, die im Folgenden zusammengefasst werden, weisen darauf hin, dass auch für Wilhelmsburg gilt, was für das „rote“ Hamburg allgemeine Erkenntnis ist: Der Widerstand gegen die neuen nationalsozialistischen Machthaber blieb nicht deshalb chancenlos, weil ihre Repressionsorgane „über grenzenlose Möglichkeiten verfügten, sondern weil er in der Bevölkerung auf viel zu wenig Resonanz stieß“.⁴ Repressionsorgane waren die Geheime Staatspolizei (Gestapo), die Sonderrichter und die ab 1934 dominierende paramilitärische Organisation der NSDAP, die Schutzstaffel (SS).

In ständiger Veränderung und vielfach gespalten: Wilhelmsburg in der Weimarer Republik

Die Geschichte Wilhelmsburgs während der Weimarer Republik spiegelt in vielerlei Hinsicht die zahlreichen politischen, ökonomischen und sozialen Krisen dieser ersten deutschen Demokratie zwischen 1919 und 1933 wider. So litt die überwiegend aus Arbeiter- und Handwerkerfamilien bestehende Bevölkerung Wilhelmsburgs in der Wirtschaftskrise 1923 ebenso große materielle Not, wie es damals weite Teile der deutschen Bevölkerung taten.⁵ Der 1911 in Wilhelmsburg geborene Hans Sander, der später als Widerstandskämpfer von sich reden machen sollte, erinnerte 1992, dass neben dem Vater besonders die Mutter die damit verbundenen Belastungen habe tragen müssen: „Um uns Kinder groß zu kriegen, ging sie morgens um fünf Uhr schon in den Freihafen und machte Büros sauber. Abends nähte sie noch bis spät in die Nacht Kissenbezüge und Betttücher für die Firma von Riegen.“⁶ Aber auch die Kinder waren gefordert: „Mit elf Jahren musste ich eine Zeitungsstelle übernehmen, Zeitungen austragen. Diese Stelle haben wir dann in der Familie behalten, die ging dann immer auf den Nächsten oder die Nächste über.“⁷

Die ökonomische und soziale Entwicklung verlief in den 1920er Jahren allerdings schwankend und uneinheitlich. Die in der Folge der zunehmenden Industrialisierung Ende des 19. Jahrhunderts bereits stark gewachsene Elbinselgemeinde verzeichnete nach dem Ersten Weltkrieg erneut einen Bevölkerungsanstieg.⁸ Dabei war die Fluktuation hoch, denn ein großer Teil der polnischen Arbeiter zog nach Konstituierung des neuen polnischen Staates 1921 zurück in die ehemalige Heimat; stattdessen kamen Flüchtlingsfamilien aus den polnisch gewordenen ehemaligen deutschen Provinzen Westpreußen und Posen nach Wilhelmsburg. Am 25. September 1925 wurden der mit dann über 32.000 Einwohnern größten Landgemeinde in Preußen die Stadtrechte verliehen.

An die Bevölkerung von Harburg-Wilhelmsburg!

Dringender mehr mit jedem Tag die Not. Die Erwerbslosigkeit hat einen erschreckenden Umfang angenommen und ist auch in der Saisonzeit nur wenig zurückgegangen. Der kommende Winter wird aller Voraussicht nach noch härter werden. Ganze Familien sind der allmählichen Verelendung preisgegeben. Die eigenen Mittel, die letzten Ersparnisse, wo solche noch vorhanden waren, sind aufgebraucht.

Aber auch die Mittel des Staates werden kaum in der Lage sein, der Massennot des kommenden Winters zu steuern. Noch doch lebt in den Erwerbslosen ein Wille zum Leben. Ein Wille, der sich umjagen will zur Tat, zur Selbsthilfe. Unter dem Motto:

Erwerbslose helfen Erwerbslosen

will der Verein „Erwerbslosen-Selbsthilfe“ alle diese Kräfte innerhalb der von Erwerbslosigkeit Betroffenen sammeln und einleiten. Dass eine solche Selbsthilfe praktisch durchführbar ist und der Not auch steuern kann, beweist das Beispiel in Frankfurt a. M. Dort bestehen nunmehr bereits 1 1/2 Jahre eine Reihe von Erwerbslosen-Selbsthilfe-Vereinen, nach deren Muster auch unser Verein aufgebaut werden soll.

Wir wenden uns deshalb an die Bevölkerung von Harburg-Wilhelmsburg mit der Bitte um Förderung unseres Werkes. Wir hoffen, so viel logisches Verständnis zu finden, dass aus den einmaligen oder laufenden Überbereitsungen die fehlenden Mittel zusammenkommen werden. Helfen auch Sie mit! Der Mindestbeitrag ist 30 Pf. im Monat, nach oben sind keine Grenzen gesetzt. Auch sind uns Zuschüsse in Form von Sachzuwendungen erwünscht. Es gilt die bestehende und aller Voraussicht nach noch größer werdende Not zu lindern. Es gilt, Menschen vor der Verzweiflung zu bewahren, die sie zu allem Mühsal macht. Es gilt menschliches und menschliches Unglück abzumildern.

Spenden werden in der Geschäftsstelle des Vereins „Erwerbslosen-Selbsthilfe“ entgegengenommen: Für Stadteil Harburg: Kuhlschloßstraße (Jugendheim), für Stadteil Wilhelmsburg: Rudolphstraße (Jugendheim), Geschäftsstunden Dienstags und Freitags von 10–12 Uhr. Verzeichnisse: Stadtkasse, Abteilung Harburg, Konto 28 711.

Der Vorstand: J. A. Robert Thiemer.

Diesem Aufruf unterstützen: Dr. Deder, Dorn, Röber, A. Meier, Löhner, Pösch, Otto Mühlhagen, J. H. Dörsch, G. Hirschfeld, W. Grottel, H. Martens, A. Höllein, H. Benna, Dr. Kern, A. Spangenberg, Carl Brückmann, H. Jäger, Bernhard Meier, Joseph Meier, Gerhard Widemann, Friedrich Reiche, Dr. Bernh. Meier, Dr. Hirschfeld, A. Berra, Selig Esler, Ludwig Pösch.

In Zeiten der Massenarbeitslosigkeit: Die Erwerbslosenhilfe gründet sich – Anzeige Volksblatt Harburg-Wilhelmsburg

Als sie 1927 mit Harburg fusioniert wurde, beschäftigte die neue Großstadt Harburg-Wilhelmsburg in etwa 100 Großbetrieben 26.000 Industriearbeiter bei nun insgesamt 110.000 Einwohnern. Sie war damit als Industriestandort bedeutender als Breslau, Königsberg, Halle an der Saale oder Kassel. Nach Hamburg, Emden, Stettin und Bremen stand der Hafen an fünfter Stelle unter den deutschen Seehäfen.⁹

In der Weltwirtschaftskrise 1929/30, die dem Deutschen Reich über sechs Millionen Arbeitslose brachte, fand die zwischenzeitliche ökonomische Prosperität auch in Wilhelmsburg ein jähes Ende. Wie im benachbarten Hamburg, das in wichtigen ökonomischen Bereichen ähnlich strukturiert war, kam es in der hochgradig importabhängigen und auf Export angewiesenen Wirtschaft Wilhelmsburgs zu einer regelrech-

ten Existenzkrise.¹⁰ Unter anderem musste die Oelkerswerft, die bis 1929 durchschnittlich 220 Arbeiter beschäftigt hatte, ihre Belegschaft auf 20 Mann reduzieren. Die Margarinefabrik Müller und C. wurde stillgelegt, ebenso auf Neuhoof die Vulkanwerft. Nach 3.000 Arbeitslosen 1928 gab es auf dem Höhepunkt der Krise 1932 fast 19.000 Erwerbslose in Harburg-Wilhelmsburg.¹¹

Die Lage der Arbeiter und ihrer Familien verschlechterte sich dramatisch. Die materielle Kluft zwischen denjenigen, die noch Arbeit hatten, und denen ohne Arbeit wuchs rapide. Betroffene fielen mit fortdauernder Arbeitslosigkeit aus der Arbeitslosenversicherung heraus und waren auf Wohlfahrtsunterstützung angewiesen. Im Reiherstiegviertel, dem Kern des städtischen Wilhelmsburg, bezog Ende 1932 nur noch ein Achtel der erwerbslos Gemeldeten das ohnehin geringe reguläre Arbeitslosengeld. Ein Bewohner schilderte später beispielhaft die oft ausweglos erscheinende Situation: „Ich bekam als Arbeitsloser mit meinen zwei Kindern 26 Mark in der Woche. Ich musste aber 28 Mark Miete zahlen. Da musstest du natürlich zusehen, wie du durchkamst.“¹²

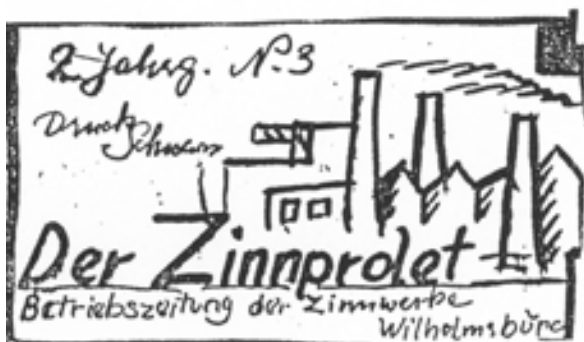
Der Stadtteil verelendete zusehends, dazu kam eine große Wohnungsnot. Immer mehr Menschen litten Hunger und waren auf öffentliche und private Fürsorgeinitiativen wie die „Städtische Winterhilfe“ und die „Volksküche“ angewiesen.¹³ Hans Sander, der im Sommer 1929 arbeitslos wurde, erinnerte sich später an diese schwierige Zeit: „Inzwischen war mein Vater auch einige Wochen arbeitslos und das Los, das meine Mutter zu tragen hatte, wurde immer schwerer. Die war nämlich dann Leiterin der Volksküche in Wilhelmsburg. Die Gemeinde hatte eine Volksküche eingerichtet, am Vogelhüttendeich, bei Suhr im Keller. Den Laden hat meine Mutter geschmissen, und ich musste jeden Mittag hin mit einem großen Emailleimer, um Essen für die ganze Familie zu holen: Erbsensuppe, Graupensuppe usw.“¹⁴

Als wohltuenden Akt der Solidarität empfanden Betroffene in dieser Situation die Unterstützung durch die vielfältigen Formen der Arbeiterselbsthilfe, die dank der fortdauernden

Dominanz von SPD und KPD großen Rückhalt in der lokalen Politik genoss. Dafür gab es in Wilhelmsburg viele Beispiele: Wohnungsbaugenossenschaften, Volksbücherei, eine „Freie weltliche Schule“, Erwerbslosen-Selbsthilfe mit „Volksküche“ und zahlreiche Arbeiter-, Sport-, Musik- und Kleingartenvereine. Auch die nachbarschaftliche Hilfe sei, so berichteten Zeitzeugen später, über politische Grenzen hinweg groß gewesen.¹⁵

Doch auf der Ebene der politischen Organisation und Parteiführungen blieb die Arbeiterbewegung gespalten. Anders als in manchen anderen Orten kam es in Harburg-Wilhelmsburg bis zum Ende der Weimarer Republik zu keinen gemeinsamen Veranstaltungen der beiden Arbeiterparteien.¹⁶ Sie verfolgten unterschiedliche politische Strategien, und ihre soziale Verankerung differierte ebenfalls.¹⁷ Während die SPD im vielfältigen Vereinsleben ihren Rückhalt hatte und großen Wert auf Volksbildung legte, war die KPD seit ihrer Gründung 1918 vor allem in den großen Betrieben stark verankert, in der Wollkämmerei, dem Bahnbetriebswerk und in den Zinnwerken.¹⁸

Hinzu kam, dass keine der beiden Parteien eine erfolgversprechende politische Antwort auf die faschistische Herausforderung durch die NSDAP entwickelte. Am 31. Januar 1931 fand zwar die erste antifaschistische Großkundgebung von SPD, Gewerkschaften und dem überparteilichen Bündnis demokratisch gesinnter Kräfte „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold“ mit etwa 10.000 Teilnehmern in Harburg-Wilhelmsburg statt. Aber sie konnte nicht über deren anhaltende Ratlosigkeit hinwegtäuschen, wie der befürchteten Machtübernahme durch die Nationalsozialisten effektiv begegnet werden könnte.¹⁹ Die KPD schwächte ihre Position durch interne Fraktionierungen und erfolglose Streiks, zum Beispiel jenen in den Wilhelmsburger Zinnwerken gegen Lohnkürzungen im Jahr 1931. Die harten finanziellen Konsequenzen mussten damals die Streikenden tragen, denn die KPD war weitgehend zahlungsunfähig. Dem Direktor der Zinnwerke, Walther Baer, war dieser „wilde Streik“ ein weiterer Beweis für den „organisierten kommunistischen Terror“.²⁰



„Der Zinnprolet“: KPD-nahe Zeitung bei den Wilhelmsburger Zinnwerken

Nutznieser von Unzufriedenheit und Existenzängsten: Die Nationalsozialisten im Aufwind

Ähnlich der reichsweiten Entwicklung gelang der NSDAP auch in Harburg-Wilhelmsburg der Durchbruch zur Massenpartei in den Jahren 1930 bis 1932. Mit dem vollen Einsetzen der Weltwirtschaftskrise wuchs bei vielen Kleingewerbetreibenden, Angestellten und Handwerkern die Bereitschaft, ihre angestammten Parteien zu verlassen und die NSDAP zu unterstützen. Auch die Bereitschaft, Parteimitglied zu werden, wuchs. Die Mitgliederzahl stieg zum Beispiel allein von September bis Jahresende 1931 von 462 auf 762, ein Plus von 65



Am Reiherstieg steht ein Denkmal der besonderen Art zur Erinnerung an den Februar 1962



In den Kleingartensiedlungen
gab es die
meisten Todesopfer

Frauke Paech

„Die ganzen menschlichen Geschichten“ – Die Hamburger Sturmflut von 1962 im Bewusstsein der Wilhelmsburger Bevölkerung

In der Nacht vom 16. auf den 17. Februar 1962 wurde Hamburg von einer bis dahin unvorstellbar schweren Sturmflut heimgesucht. Das orkanartige Sturmtief „Vincinette“ fegte aus nordwestlicher Richtung über die Nordseeküste hinweg und drückte das Wasser in die Elbmündung hinein. Die Beamten der zuständigen Hamburger Behörden und die Bevölkerung waren unzureichend vorbereitet und unbedarft, da sich eine vergleichbare Naturkatastrophe seit Menschengedenken nicht mehr ereignet hatte – zuletzt 1825.

Als ab Mitternacht die Deiche überliefen und es im weiteren Verlauf zu über 60 Deichbrüchen kam, war die Bevölkerung davon im Schlaf überrascht worden. In Cranz und in Neuenfelde, in Francop und auf Finkenwerder, in Waltershof und in Altenwerder bis hinunter nach Moorburg. Also insbesondere der Süderelbraum wurde von den Wassermassen überflutet (die ca. 220 Mio. Kubikmeter entsprachen dem 60-fachen Inhalt von Binnen- und Außenalster zusammen). Aber auch nördliche Gebiete wie Billwerder-Moorfleet standen unter Wasser. Am stärksten betroffen war die Elbinsel Wilhelmsburg. Insgesamt war ein Fünftel des Hamburger Stadtgebietes überflutet. Am Pegel St. Pauli betrug der Wasserstand

um 3.07 Uhr + 5,70 Meter über NN, zu diesem Zeitpunkt hatte sich bereits der schwerste Deichbruch am Spreehafen im Norden Wilhelmsburgs ereignet. Dort kamen in den Behelfsheimsiedlungen über 200 Menschen zu Tode.

Dem damaligen Polizeisenator (und späteren Innensenator) Helmut Schmidt war es zu verdanken, dass ab dem 17. Februar unbürokratisch und koordiniert Hilfsmaßnahmen eingeleitet wurden. Etwa 26.000 HelferInnen kamen zum Einsatz, davon über 7.000 Bundeswehrsoldaten, mit über 120 Hubschraubern auch von ausländischen Einheiten, wie der US-Air Force und der Royal Air Force, des Weiteren 5.000 Polizisten, 3.000 Feuerwehrmänner sowie Angehörige von verschiedenen Hilfsorganisationen. Die betroffenen Gebiete waren über mehrere Tage ohne Wasser-, Gas- und Stromversorgung sowie ohne Telefonverbindung. Die Überflutung dauerte an einigen Stellen bis zu vier Wochen an. Am 26. Februar 1962 versammelten sich auf dem Hamburger Rathausmarkt rund 150.000 Menschen, um in einer Trauerfeier der Toten zu gedenken. Neben Vertretern der Bundesregierung war auch Bundespräsident Heinrich Lübke anwesend.

Die Sturmflut forderte in Hamburg insgesamt 315 Todesopfer, Tausende Nutz- und Haustiere ertranken, etwa hunderttausend Menschen waren von den Wassermassen eingeschlossen, über 6000 Behelfsheime wurden zerstört oder schwer beschädigt und fast 10.000 Wohnungen waren monatelang unbewohnbar. Die finanziellen Schäden (inklusive Produktionsausfällen und zerstörten Gewerbebetrieben) beliefen sich auf rund 1 Milliarde DM.

Es setzte eine damals nicht für möglich gehaltene Welle der Hilfsbereitschaft und Solidarität ein, die in Sach- und Geldspenden aus dem In- und Ausland ihren Ausdruck fand. Dieser Gemeinschaftsgeist zeigte sich zudem in der Nachbarschaftshilfe sowie zwischen den Generationen. Die BewohnerInnen der überfluteten Gebiete erhielten zügig staatliche finanzielle Unterstützung. Tausende von Kindern, Müttern und älteren Leuten wurden – ebenfalls mit Hilfe von Spenden – zur Erholung verschickt.

Nach der Flut begannen die Verantwortlichen der zuständigen Behörden, nach neuesten wassertechnischen Erkenntnissen Hochwasserschutzanlagen zu planen und zu bauen, deren Kosten mit über 500 Millionen DM veranschlagt wurden. Ein Katastrophenschutzplan für Hamburg folgte.

So oder in ähnlicher Weise werden die Ereignisse der Hamburger Sturmflut von 1962 heutzutage zusammengefasst und vermittelt. Den Menschen, die diese Naturkatastrophe miterlebt haben, ist dieses Ereignis bis heute präsent geblieben. Unabhängig davon, ob sie nach wie vor in den damals betroffenen Stadtteilen leben oder mittlerweile von dort fortgezogen sind.

Auch im alltäglichen Straßenbild von Wilhelmsburg lassen sich heutzutage Hinweise auf die damaligen Geschehnisse finden: So gibt es einige Gedenkorte, vor allem in Kirchdorf, aber auch im Reiherstiegviertel, und diverse Flutmarken an

Häuserwänden, für deren Errichtung bzw. Anbringung sich Institutionen und engagierte Bevölkerungsteile eingesetzt hatten. Zu den Gedenkveranstaltungen anlässlich des Jahrestages kommen mittlerweile allerdings nur noch verhältnismäßig wenig Menschen. Und lediglich zu „runden Gedenktagen“ greift die Presse das Thema auf und vor Ort zeigt sich – ebenso wie in Wahlkampfzeiten – die Politprominenz.

An Bedeutung gewonnen hat hingegen im Laufe der Jahre das Erinnern anhand eigener persönlicher Archive. Einige Menschen schrieben bereits unmittelbar nach der Flut ihre Erlebnisse nieder. Viele legten Sammlungen an mit Zeitungsartikeln, Gedenkbüchern, Fotografien und mit Erinnerungsgegenständen, die vom Wasser verschont oder darin irgendwie wieder gefunden worden waren. Außerdem wird häufig in den Familien im Gespräch zwischen den Generationen die Erinnerung an die Ereignisse wach gehalten und weitervermittelt.

Gerade in Wilhelmsburg sind die Nacht auf den 17. Februar 1962 und ihre Folgen im Bewusstsein der ZeitzeugInnen bis heute tief verankert, unabhängig davon, ob sie zu dieser Zeit im Reiherstiegviertel, in Georgswerder, in Kirchdorf oder in Moorwerder lebten. Denn die Elbinsel war damals der am stärksten betroffene Hamburger Stadtteil.

Nachfolgend soll es nicht darum gehen, chronologisch die damaligen Begebenheiten in Wilhelmsburg wiederzugeben. Dies ist bereits hinlänglich geschehen, vielmehr konzentriert sich das Interesse vornehmlich darauf, die Ereignisse aus heutiger Perspektive zu betrachten und einzuordnen.² Stellvertretend für die damals betroffene Wilhelmsburger Bevölkerung kommen die von der Autorin befragten Zeitzeugen zu Wort. Nach Auswertung von über 30 Interviews wird deutlich, dass die von der Sturmflut 1962 Betroffenen nach wie vor eine Art Schicksalsgemeinschaft bilden.³ Denn trotz der individuellen Verschiedenartigkeit der damaligen Erlebnisse zeigt sich in ihren Erzählungen ein gemeinsamer Erfahrungshintergrund, der nach wie vor im Bewusstsein fest verankert ist.

„Das Wasser kommt!“ – Die Naturkatastrophe

Als nachts gegen 2.00 Uhr der Spreehafendeich im Norden Wilhelmsburg brach, hatte dies verheerende Folgen für die gesamte Elbinsel. Die anderen Überflutungen und Deichbrüche am Reiherstiegdeich, am Einlagedeich und an der Autobahn in Stillhorn waren im Gegensatz dazu in ihren Auswirkungen nicht annähernd so schwerwiegend. Von der Harburger Chaussee aus ergoss sich das Wasser über fast den gesamten Stadtteil. Lediglich Moorwerder, einige Bauernhöfe, die traditionell höher gelegen gebaut worden waren, das Areal um die Kirchdorfer Kirche und den Gasthof „Zur Schmiede“, sowie wenige Wohngebiete, etwa entlang des Bahndamms, blieben verschont. In Wilhelmsburg ertranken



Gedenkfeier für die Opfer der Sturmflut auf dem Hamburger Rathausmarkt

oder erfroren in jener Nacht über 200 Menschen, die meisten von ihnen in den vorwiegend tiefer gelegenen Behelfsheim-siedlungen.

Die Menschen erinnern sich heute sehr eindrücklich an die Ereignisse in jener Nacht. Von dem Deichbruch am Spreeha-fen etwa berichtet eine Zeitzeugin am Vogelhüttendeich:
„Und in diesem Augenblick, ich steh ja da draußen, da höre ich ein metallisches Geräusch. Was ich mir nicht erklären konnte. Nachher

wusste ich es, das war der Zollzaun, der da gebrochen [war]. In dem Moment (...) hörte ich dieses kreischende Geräusch, [es] dauerte keine paar Minuten (...) da kam dies Wasser. (...) Hat diese beiden Tü-ren aufgebrochen (...) und solch Schwall kam runtergestürzt, Wasser. Und in dem Moment war mir alles klar, was geschehen war. Alles, was ich früher von Deichbrüchen hörte, und so, alles. Sag ich, „Willi, Willi, raus! Der Deich ist gebrochen.“⁴ In die Behelfsheimsied-lung Brummerkatzen am Niedergeorgswerder Deich strömte

das Wasser mit zeitlicher Verzögerung ein. Eine damals Jugendliche erinnert sich: „Also wir sind geweckt worden und waren schon mit den Knien im Wasser. Und dann hat unser Vater eben gesagt, also, jeder nimmt noch, was er tragen kann, wir haben uns irgendwas übergezogen, und dann sind wir schon durch das Wasser zu gegenüberliegenden Nachbarn, weil das Haus etwas höher lag, (...) weil wir gedacht haben, da kommt das Wasser ja nicht hin. (...) Das ist natürlich da auch nachher höher gekommen, (...) bis zum Bauch oder bis zur Brust sind wir da auch schon im Wasser dann rumgeplanscht. Und dann hat unser Vater immer gesagt, „Also wenn’s nun noch höher kommt, müssen wir eben auf die Stühle und auf die Tische und auf die Schränke steigen“, und es kam ja dann auch so, dass wir alle dann da hoch mussten.“

Und ihre Schwester ergänzt: „Und da saßen wir dann, wobei wir dann natürlich sehr viel schwerer waren durch diese ganzen nassen Klamotten, und da hat mein Vater vielleicht gedacht und Angst gehabt, dass das alles zusammenbricht da, dass der Schrank das nicht aushält, und ist beigegeben und ist dann aufs Dach gekrabbelt, und hat dann versucht, mit seinen Händen irgendwie das Dach aufzureißen. (...) Und ja, das ist ihm denn auch gelungen (...) und denn sind wir eben, ja, alle einzeln denn so aufs Dach (...) und da hatten wir dann (...) den Rest der Nacht verbracht, natürlich kalt (...) und das wurde auch kälter die Nacht noch immer.“

In der Straße Auf der Höhe hörte ein damals junger Mann: „Von [den Behelfsheimen] her klangen Hilferufe, Sie müssen sich vorstellen, Windstärke zehn, elf in Böen zwölf, es klapperte, schepperte, heult, pfeift und dann kommt in Fetzen Hilferufe, richtige Hilferufe (...) das war richtig Angst, die da auch vermittelt wurde. (...) Und das vor dem Hintergrund, da kann man nicht hin, man kann nicht helfen, man kann doch nicht rüber rufen, „Wir kommen gleich“. Erstens hätt’s keiner gehört, zweitens war’s ja auch nicht wahr. Das ist auch ’n schlechtes Gefühl.“

Die Wassermassen ergossen sich in die Kanäle und in die Straßen des Stadtteils. In den Parterrewohnungen und unterwegs außer Haus war die Bevölkerung im Reiherrstiegviertel in großer Gefahr. In der Fährstraße wurde beobachtet: „Und ich bin nachts aufgewacht, da klingelte es nachts um halb drei und das war meine Freundin, die unter mir wohnte und die kam rauf und sagte: ‚Du musst mal auf die Straße gucken, da fließt Wasser.‘ Und dann hab ich meine Eltern geweckt, und dann [haben] wir (...) rausgeguckt und da floss eben Wasser, und die Leute standen alle vor den Türen und viele riefen, ‚Wahrscheinlich ’n Wasserrohrbruch‘. Und nachdem wir ’n Augenblick geguckt haben, sind wir dann in die Räume nach hinten gegangen und haben nach hinten rausgeguckt, wo also der Hof und Garten war, und da war eben schon ganz viel Wasser und alles schwamm bis zum Parterre.“

In der Veringstraße waren viele Menschen ebenfalls zunächst unbedarft: „Und dann irgendwann in der Nacht sind wir wach geworden von ganz lautem Gehupe, also so als wenn, ja, wie heute die Alarmanlagen sind, so hupte einfach ’n Auto, und wir uns das nicht erklären konnten, welcher Dussel (...) die Hupe nicht abstellen konnte, und dann hat mein Mann das Fenster aufgemacht, ja, und da schwammen (...) dann im Endeffekt schon die Balken und

alles Mögliche (...) durch die Straße (...). Und dann wussten wir auch, warum dieses Auto hupt.“

In den Siedlungen im Ortsteil Kirchdorf strömte das Wasser gegen 4.30 Uhr durch die Straßen und Gärten. Einige Menschen saßen – wie anderenorts – vor ihren batteriebetriebenen Kofferradios, darauf hoffend, Informationen zu erhalten, und waren bereits unruhig: „Und dann sind wir die Brackstraße runter gelaufen, um einfach mal zu gucken, was die Nachbarn machten, und waren ungefähr so die halbe Straße runter und da kam uns das Wasser entgegen, und das war schon ’n komisches Gefühl. Es war erst so’n kleiner Rinnsal, aber das ging also rasend schnell, und dann sind wir zurückgelaufen, und waren eigentlich zum Glück nicht so weit weg von uns, und sind also rein ins Haus. (...) Ja, was hinzu kam, war eigentlich so die Angst, wir wussten nicht, [ob das Wasser] stehen bleibt, (...) und wir wollten einfach raus aus’m Haus, und das haben wir denn auch gemacht, mein Mann [und mein Schwiegervater] haben uns raus getragen durchs Wasser, weil das einmal sehr kalt war, es war ja wie gesagt, Februar, und hat uns zur [Kirchdorfer] Kirche hingetragen.“ Auch andere Menschen, die in den umliegenden Straßen wohnten, konnten sich auf diese jahrhundertealte Kirchenwarft flüchten.

Die meisten Menschen schliefen, einige wurden von Nachbarn geweckt, wie etwa eine Familie im Rethweg, im Ortsteil Kirchdorf: „Ein Nachbar gegenüber wollte mit seinem Motorrad zur Arbeit fahren, morgens um fünf, und dem kam das Wasser entgegen. Der drehte bei und lief hier in der Nachbarschaft von Haus zu Haus: ‚Rettet Euch! Rettet Euch, das Wasser kommt!‘ Dann sind wir aufgesprungen, Licht war weg, wir mussten uns schnell im Dunkeln anziehen und dann die nötigsten Sachen retten.“ Ein Nachbar aus dem Wülflenweg ergänzt: „Bin nachts zwischen vier und fünf wieder aufgewacht, starkes Rauschen, und (...) guckte raus, und sah alles Wasser. Und das Rauschen kam von meiner Eingangstür, da kam das Wasser durch, und das war das Rauschen, was ich hörte. Ich hatte gedacht, dass es regnet stark, aber das stimmte ja nicht.“

Viele Menschen retteten sich aus ihren Parterrewohnungen zu den Nachbarn in höhere Geschosse, auch am Niedergergswerder Deich: „An Schlaf war natürlich in dieser Situation überhaupt nicht zu denken. (...) Gut war eben, dass die Nachbarn (...) sich dann alle bei uns einfanden und man hatte nicht nur zwei Menschen dort, sondern man war fünf oder sechs oder sieben Leute. (...) Und ja also, wir haben’s eigentlich noch ganz gut erwischt muss ich sagen.“ Und weiter: „Dann haben wir in dieser Nacht natürlich gezittert, gemacht, getan, am Fenster gestanden, ‚Was machen wir bloß, was soll denn nun bloß werden?‘, und erst als der Morgen so’n bisschen dämmerte, wurde uns dieses ganze Ausmaß (...) bewusst. Wir guckten auf die gegenüberliegenden Wiesen und sahen eben nur soweit das Auge reichte, Wasser, Wasser, Wasser.“

Die Situation am Morgen des 17.2.1962 kann eine Zeitzeugin am Vogelhüttendeich bis heute nicht vergessen: „Und gegen Morgen [war es] vollkommen still. Die Menschen haben nicht mehr geschrien, und als der Morgen graute, da war’s so, da konnte man die Menschen, die da noch waren, auf diesen Flachdächern liegen sehen. Ob sie tot waren, erschöpft waren, man wusste es nicht. Es war



Rettungskräfte unterwegs in Georgswerder

Totenstille. „Die Wilhelmsburger Bevölkerung war von den Deichbrüchen und Überflutungen auf unterschiedliche Art und Weise betroffen. Während nachts die BewohnerInnen der Behelfsheidsiedlungen um das nackte Überleben kämpften, konnten sich die meisten anderen in höhere Stockwerke ihres eigenen Hauses, zu Nachbarn, in Fabrikgebäude wie dem Turm der Wollkämmerei oder in öffentliche Gebäude – z. B. in die Kreuzkirche in Kirchdorf – retten.“

Ein damals jung verheirateter Mann, der sich mit seiner Frau in die Schule am Niedergeorgswerder Deich hatte flüchten können, beschreibt die Eindrücke, als er bei Dämmerung hinüber zu seinem Behelfsheim blickte: *„Aber gegen Morgen konnten wir denn gucken, und haben denn das Wasser alles gesehen. (...) Und man sagt sich denn nur, oh, die Leute sind ja noch drin, aber so richtig, dass die tot sind oder so, das kommt erst alles später. Das war alles so, wie soll ich sagen, alles so überwältigend, dass man darüber gar nicht so nachgedacht hat. Selber war man ja auch unruhig und nervös, was wird nun, was ist mit der Laube, wie sieht das aus, was ist da? Da hat man nur das Wasser gesehen, nur das Wasser. ‚Scheiße‘ hat man gesagt, warum ist das so?“*

Spätestens nachdem das Wasser abgezogen war – im Reiherstiegviertel zwischenzeitlich sogar bereits am folgenden Tag, während in den Behelfsheidsiedlungen und in Kirchdorf noch für Wochen das Wasser stand – offenbarten sich Zerstörungen ungeahnten Ausmaßes. Ein solcher Anblick hatte für die Menschen bis zu diesem Zeitpunkt außerhalb jeglicher Vorstellungskraft gelegen. Auch heutzutage – etwa bei einem Spaziergang durch das Reiherstiegviertel oder bei



Land unter in Kirchdorf



Kaispeicher A vor dem Beginn
der Bauarbeiten zur Elbphilharmonie



„Wir wollen ans Wasser!“ Kunst am Spreehafenzaun 2002 v. Elisabeth Richnow

Margret Markert

Der Sprung über die Elbe – Wilhelmsburgs Weg in die Mitte der Stadt

Von hier aus sieht man mehr. Vom Südufer der Elbe aus hat man eindeutig den schöneren Blick auf Hamburgs charakteristische Skyline, die nach wie von Kirchtürmen – allen voran dem Michel – geprägt ist. Neben Hamburgs historischen Baudenkmalern recken sich die Baukräne der wachsenden Stadt in den Himmel, Zeichen eines gewaltigen Aufbruchs. Besonders sehenswert erscheint dieses Bild vom Spreehafen-deich aus. Welcher andere Stadtteil Hamburgs hat solch einen Panoramablick auf die City zu bieten wie Wilhelmsburg? Die neuen Stadtpläne verstecken diesen Stadtteil nicht mehr auf umständlich aufzuklappenden Nebenkarten. Wilhelmsburg ist keine zu vernachlässigende Nebensache mehr. Wie und warum der Stadtteil von der Neben- zur Hauptsache der Hamburger Stadtentwicklung unter dem Slogan „Sprung über die Elbe“ wurde, soll dieser Artikel näher beleuchten. Der Blick richtet sich von den vergangenen 15 Jahren bis in die Gegenwart.

Hamburg entdeckt Wilhelmsburg

Seit die Stadtväter der preußischen Gemeinde Wilhelmsburg die Insel zum „idealsten Industriegelände“ des Deutschen Reiches erklärten, wurde Wilhelmsburg als Hafen- und Wirtschaftsstandort interessant – aber auch als Wohnort derjenigen Beschäftigten, die das Herz des Hafens zu Schlagen brachten. Seitdem ist viel Wasser die Elbe hinunter geflossen. Die Insel wandelte sich zu einer in kurzer Zeit industrialisierten Stadtgemeinde, die seit dem Wirtschaftsboom der Jahrhundertwende und mehreren großen, dem Hafenausbau und der Industrialisierung geschuldeten Einwanderungsschüben mit „erheblichen Schul- und Armenlasten“ zu kämpfen hatte. So jedenfalls beschrieb Wilhelmsburgs erster Bürgermeister Menge 1904 schon die Lage. Wilhelmsburg trug seither schwer an seinem Ruf als Hinterhof und Stiefkind der Metropole Hamburg.

Die nächste Jahrhundertwende brachte einen erstaunlichen Paradigmenwechsel: Seit dem Jahr 2000, seitdem am Nordufer der Elbe die Hafencity die Stadt ans Wasser zurückführen soll, ändert sich auch der Blick auf Wilhelmsburg. Plötzlich ist das bestimmende Thema der Hamburger Stadtentwicklung: Wie kann ein Gegenüber zur Hafencity entstehen, und welche Qualitäten soll es haben? Mit dem Konzept „Sprung über die Elbe“, das die Hamburger Bürgerschaft im Oktober 2004 beschloss, entdeckten die politisch Verantwortlichen die Qualitäten und Potenziale eines Gebiets, das sich nun in einem Zeitraum von 30 Jahren zum Entwicklungs- und Wirtschaftsraum der „Wachsenden Stadt“ entfalten soll. Mit einer Internationalen Bauausstellung und der ebenfalls Internationalen Gartenschau sollen im Jahr 2013 diese Potenziale der Elbinseln als neuer Investitionsraum herausgestellt werden. Es stellt sich die Frage, wie es dazu kam, dass ausgerechnet dem bis dahin vernachlässigten Problemstadtteil Wilhelmsburg diese Gunst zuteil wird – und ob diese Perspektive nicht mindestens genauso viele Risiken wie Chancen bereithält. Betrachtenswert ist auch, wer profitiert und wer verliert auf diesem großen Sprung, oder ob es tragfähige Lösungen gibt, gegensätzliche Interessen auszugleichen. Ein dritte Frage schließt sich an: Wie ernst wird die Bürgerbeteiligung genommen, wie nachhaltig ist der Wille der Stadt, Wünsche, Bedenken und Vorschläge der Bürger vor Ort in die Planungen mit einzubeziehen und dabei auch die 35 % eingewanderten Wilhelmsburger anzusprechen?

Im Herbst 2006 gründete der Hamburger Senat die IBA-GmbH, die nun die Internationale Bauausstellung für 2013 vorbereiten soll. In ihrem Internetauftritt fassen die Planer schlagwortartig zusammen, woraus Hamburg sein Interesse an der Insel herleitet: „Der Hafen zieht westwärts – der Süden gerät aus dem Blick – Perlen und Visionen: die Stadt entdeckt den Strom – Die Hafencity als Brückenkopf für den ‚Sprung über die Elbe‘ – Die ‚Wachsende Stadt‘ nimmt den Süden in den Blick – Olympia und andere Visionen: die Stadt



Am Burchardtkai in den 1960er Jahren

setzt zum Sprung an – Die IBA Hamburg thematisiert die Zukunftsfragen der europäischen Stadt“. Alle diese Schlagworte versuchen, 40 Jahren Hafen- und Stadtgeschichte eine ganz bestimmte Wende zu geben, nämlich: wie aus dem lange vernachlässigten Wilhelmsburg eine neue städtische Mitte werden kann. Die hinter diesen Schlagworten stehenden Konzepte sollen im Folgenden erklärt werden.

„Der Hafen zieht westwärts, der Süden gerät aus dem Blick“

Die Euphorie der industriellen Erschließung, der Hafen- und Stadtentwicklung war Mitte der 1970er Jahre in Wilhelmsburg längst vergangen, und auch das Selbstverständnis des klassenbewussten Industrieproletariats, das sich in Genossenschaftsgründungen und in einem lebhaften, selbst organisierten Kulturleben ausdrückte, war einer großen Depression gewichen. Während der Hafen sich nach Westen ausdehnte und das Elbdorf Altenwerder schon Mitte der 1970er Jahre dem Erdboden gleich gemacht wurde, um neuen Containeranlagen Platz zu machen, waren die Probleme Wilhelmsburgs kein Thema im Senat. Wilhelmsburg war im vergangenen Jahrhundert das Hinterland der hanseatischen Metropole geworden; dort lagerte man die Altlasten der industriellen Epoche, dort siedelte man in Hafennähe die industrielle Arbeiterschaft an. Dies alles in einem einträchtigen Nebeneinander mit den Restbeständen vorindustrieller Idyllen: Naturschutzgebiete an der Süderelbe, Windmühle und das Museum Elbinsel Wilhelmsburg im Osten der Insel. Diese Prozesse überließ man jahrzehntelang sich selbst; in Hamburg gab es kein



Die traditionsreiche Oelkewerft am Reiherstieg ging 1991 in Konkurs

erkennbares Konzept zur Stadtentwicklung dieses Ortes. Bis schließlich 1994 die aufgehäuften Konflikte zum „Sozialen Brennpunkt“ erklärt und Handlungsbedarf gesehen wurde.

„Perlen und Visionen: die Stadt entdeckt den Strom“

Am anderen Ufer der Elbe wurde zu diesem Zeitpunkt schon viel größer gedacht. Hamburg begab sich auf die Suche nach neuen Bebauungskonzepten am nördlichen Elbufer. Nachdem in den 1990er Jahren eine „Perlenkette“ von modernen Bürokomplexen in die nüchterne Fischereihafenmeile westlich des Fischmarktes gestellt wurde, besannen sich die Stadtentwickler auf das innerstädtische Areal zwischen Speicherstadt und Elbbrücken. Dies Gebiet wurde in der Amtszeit von Bürgermeister Voscherau zum Versuchsfeld für eine kühne Idee: die Hafencity Hamburg. Gelände in städtischem Eigentum in unmittelbarer Nähe der inneren Stadt, direkt an der Elbe. Neuplanung aus einem Guss, Wohnbevölkerung musste für diese Pläne nicht umgesiedelt werden, Proteste waren kaum zu erwarten. Die Innenstadt sollte hier nach Süden, zur Elbe hin erweitert werden. Mit den Grundstücksverkäufen an Investoren hoffte der Senat, den Bau des Containerterminals Altenwerder refinanzieren zu können. Eine Riesenchance für die Stadt: bei Null anfangen, Normal Null. Ein Ort der Zukunft, dessen Geschichte schon jetzt ausgelöscht ist.

Blick zurück ans Südufer der Elbe, wo Wilhelmsburg immer noch mit seiner Geschichte kämpft, einer Geschichte, von der Hafenentwicklung geprägt, von Menschen gemacht.

Menschen machen Fehler, folgende Generationen arbeiten sich daran ab, Fehler der Vergangenheit zu korrigieren, machen neue Fehler und so weiter. Die einen in Wilhelmsburg fixieren sich auf die Vergangenheit und pflegen liebevoll die Restbestände geschichtlicher Größe; man ist stolz auf bäuerliche Wurzeln, historische Baudenkmäler und die Zugehörigkeit zum einstmals bedeutenden Hannoverschen Herzogshaus und dem englischen Königshaus. Die anderen wollen Wilhelmsburg zukunftsfähig machen und ihre Insel ins Zentrum der hanseatischen Stadtentwicklung bugsieren. Geografisch betrachtet, liegt sie da schon – genau so nah an der City wie das beliebte Ottensen. Aber die Hamburger wollen das ja nicht wahrhaben ... noch nicht.

Öffentlichkeitswirksame Proteste der Wilhelmsburger Bevölkerung brachten 1994 die Planungen des Senats zu Fall, hier eine Müllverbrennungsanlage zu bauen. Noch nie vorher waren in Wilhelmsburg so viele Menschen auf die Straße gegangen, die Empörung war riesengroß, denn das Thema war seit dem Skandal um den Georgswerder Müllberg, aus dessen Sickergräben 1984 das hochgiftige Dioxin sickerte, ein Reizthema. Der damalige Stadtentwicklungssenator Thomas Mirow sicherte den Protestlern zu, ihrer Forderung „Stadtteilentwicklung statt Müllverbrennung“ nachzukommen – ein erster Erfolg für die Wilhelmsburger Bürgerinitiative, ursprünglich unter dem Namen „Forum Wilhelmsburg“ firmierend. Ihr Einfluss wuchs proportional zur wachsenden Politikverdrossenheit und Unzufriedenheit mit den etablierten Parteien. Ein vom Senat eingesetztes Bürgerbeteiligungsverfahren, moderiert von den Stadtplanern Professor Dittmar Machule und Jens Usadel, sollte Abhilfe schaffen. Der Stadtteilbeirat nahm am 25.11.1996 seine Arbeit auf. Jetzt kümmerten sich



Schafe am südlichen Reiherstieg



Die Windmühle wurde 1997 restauriert

viele WilhelmsburgerInnen um ihre eigenen Belange und stritten um angemessene Lösungen, immer kritisch begleitet, aber auch unterstützt vom Forum, das sich seitdem nicht nur als außerparlamentarische Protestinitiative, sondern als aktive, ergänzende Instanz sah. Wilhelmsburg hatte schon immer eine gewisse Brennglasfunktion: die gesellschaftlichen Zukunftsthemen werden hier längst bearbeitet, bevor sie anderswo überhaupt wahrgenommen werden. Bei dieser Arbeit war die Geschichte der Insel nicht nur Last im Sinne von industrieller Altlast und Vernachlässigung. Sie erwies sich auch als Erfahrungsfeld und Impulsgeberin für die Handlungsmöglichkeiten im Zusammenleben der verschiedenen Kulturen. Zum Beispiel besann man sich auf den großen Erfahrungsschatz, den Wilhelmsburg seit gut einhundert Jahren im Zusammenleben mit Einwanderern hat. Und zum ersten

Mal werteten die Bürgerinnen und Bürger das Nebeneinander von Kulturen und Sprachen als eine Ressource, die man nutzen könnte.

Zunächst jedoch sollte die 1997 von der Stadtentwicklungsbehörde finanzierte Kampagne unter dem Motto „*Hauptsache Wilhelmsburg!*“ das beschädigte Image Wilhelmsburgs als Problemgebiet, als schlechteste Adresse Hamburgs, verändern. Auf Wilhelmsburgs schöne Seiten, auf seinen Charme und seine Potenziale wurde nun aufmerksam gemacht. Natürlich gab es handfeste Gründe für diese Wende, und sicher war es nicht nur der vorangegangene Bürgerprotest gegen eine neue Müllverbrennungsanlage, der den Blickwechsel veranlasste, zumindest aber ein gewichtiger Grund dafür. Es war auch der befürchtete weitere Verlust von Wählerstimmen; darüber hinaus vielleicht schon ein veränderter Blickwinkel auf ein zukünftiges Stadtentwicklungsgebiet.

Perspektivwechsel: Wilhelmsburg im Aufbruch

Erst einmal galt es, ein Baudenkmal zu retten, das ein Stück Inselgeschichte erzählt: die aus dem 18. Jahrhundert stammende Holländer-Windmühle, übrigens die letzte ihrer Art in Hamburg, wurde restauriert und nach der letzten Müllerin (Johanna Sievers) „Johanna“ benannt. Aber nicht nur die Erinnerung an ländliche und industrielle Epochen wurde nun gepflegt, sondern auch viele kleinteilige Maßnahmen zur Erneuerung vernachlässigter Wohngebiete, zur besseren Vermittlung von Jugendlichen in Ausbildung, zur Reaktivierung von Nachbarschaft und Zusammenleben und zur Imagesteigerung kamen in Gang. Die Moderatoren des Beteiligungsverfahrens zählten in einem Bericht über fünf Jahre „Wilhelmsburg im Aufbruch – die Zukunft des Stadtteils wird mitgestaltet“¹ nicht nur die Einzelmaßnahmen auf, sondern betonten vor allem das „Wie“ ihrer Aktivierungsstrategie. Streiten will gelernt sein, und so vermittelten sie Regeln für eine fruchtbare, ergebnisorientierte Debatte. Es entstand eine neue Diskussionskultur abseits der üblichen Profilierungsrituale, die so typisch sind für lokalpolitische Gremien. Voraussetzung sei immer die Offenheit für jedes Anliegen und das Ernst-Nehmen jeder Angelegenheit gewesen. Die Planer versuchten sich in strikter Neutralität – was sicher nicht immer einfach war – und verstanden diese kleinteilige Bürgeraktivierung als Politikgestaltung auf lokaler Ebene. Das Motto hieß „*Ein Stadtteil hilft sich selbst*“. Sie sahen ihre Arbeit als Weg zur „Sozialen Stadt“, einem Städtebauförderungsprogramm, das 1999 für Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf von Bund und Ländern eingesetzt worden war. Das Bürgerbeteiligungsverfahren in Wilhelmsburg profitierte in den ersten Jahren von einer Anschubfinanzierung in Höhe von drei Millionen DM, zeitgleich jedoch begann die Stadt Hamburg mit drastischen Sparmaßnahmen vor allem im sozialen Bereich. So

konnte eine Fülle von Maßnahmen zur Stabilisierung nur vorübergehend den Prozess der Segregation bremsen.

„Die Hafencity als Brückenkopf für den Sprung über die Elbe“

In der Hafencity kamen zur gleichen Zeit die Planungen voran, dem Master- folgten viele Detailpläne. Man entdeckte, dass auch ein luxuriöses Geschäfts- und Wohnviertel in der Hamburger Stadtmitte seine eigene Mitte braucht, Attraktionen, die der Reißbrettstadt Profil verschaffen. Kunst und Geschichte mussten her. Der Hafen wurde nun musealisiert, für die maritime Sammlung des Ex-Vorstandschefs des Axel-Springer-Verlags, Peter Tamm, baute der Senat mit einem städtischen Kostenaufwand von 30 Millionen Euro den historischen Kaispeicher B zum Museum aus. Ein Bürgerschaftsbeschluss übrigens, der in der Stadt kontrovers diskutiert wurde. In allen architektonischen und Kunst-Fachzeitingen war Hamburgs Hafencity Präsentations- und Diskussionsthema.

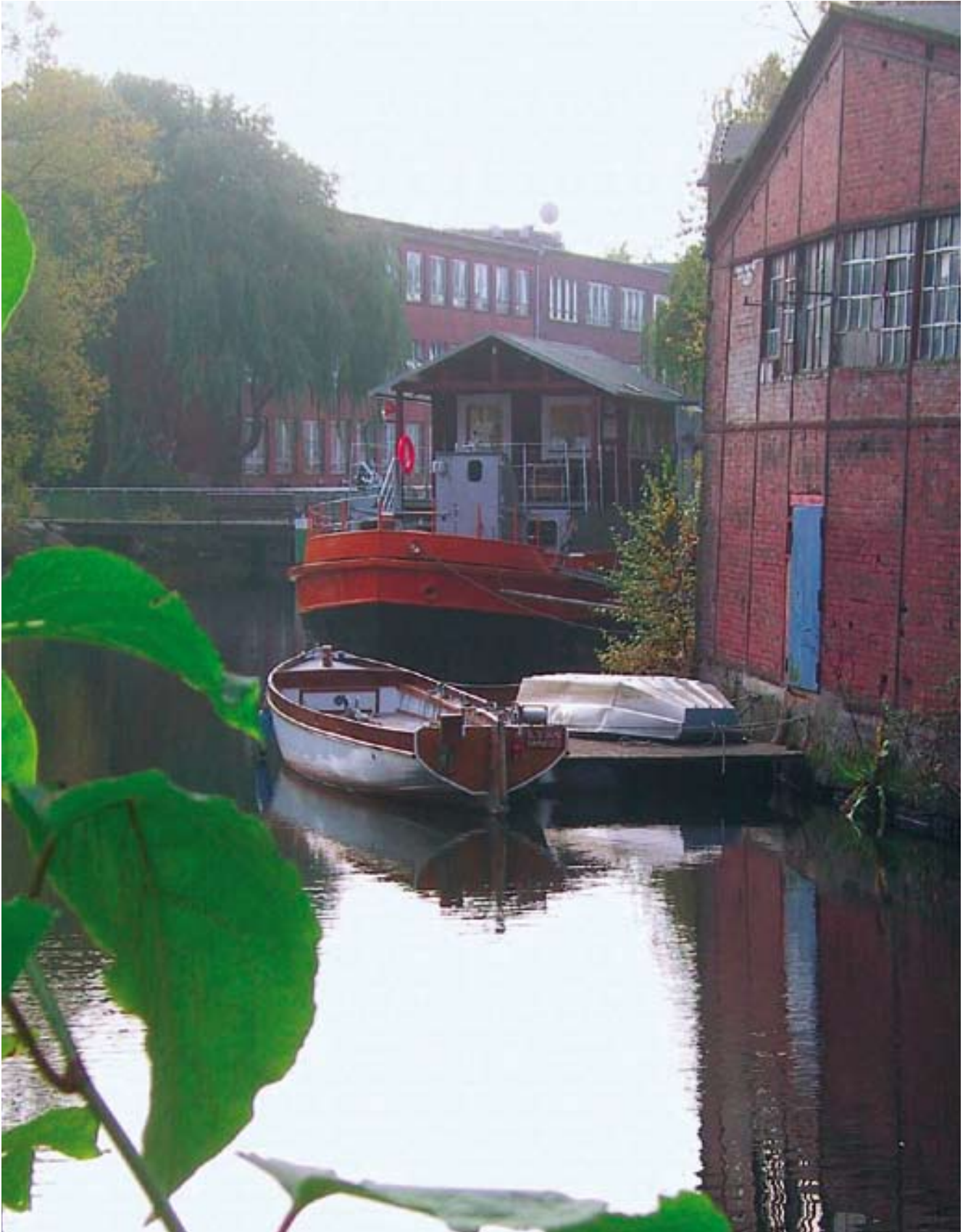
„Die ‚Wachsende Stadt‘ nimmt den Süden in den Blick“

Im Jahr 2000 war das Gelände der zukünftigen Hafencity geplant, alle Spuren einer Vergangenheit dieses Ortes getilgt – bis auf den klotzigen Kaispeicher A, der wie eine spitze Trutzborg an exponierter Stelle in die Elbe hineingekeilt ist. Eine sachliche Schönheit, ein Baudenkmal des Hafens, das anfangs als Hindernis in der schönen neuen Hafencity-Welt betrachtet wurde und einem Media-Center aus Stahl und Glas weichen sollte. Dann entwarfen die Schweizer Architekten Herzog und de Meuron ihren kühnen Plan einer Elbphilharmonie. Der besondere Charme des Entwurfs besteht darin, den alten Kaispeicher zum Fundament des ungewöhnlichen Konzerthauses zu machen und ihn auf diese Weise zu erhalten – gewissermaßen als Denkanstoß, worauf der kulturelle Reichtum Hamburgs basiert. Wie viele andere Hafenmetropolen – Sydney, Bilbao – so hatte nun auch Hamburg beschlossen, einen Leuchtturm ganz anderer Art ans Ufer seines Stroms zu stellen. Doch noch stand der Speicher als Solitär. Künstler interessierten sich für den Ort, sie ließen sich anziehen von seiner Umgebung, die noch von Umbrüchen, von Flüchtigkeit und Vergänglichkeit gekennzeichnet war und benutzten den Kaispeicher für Lichtkunst, Musikveranstaltungen und Projektionen, bevor am 2. April 2007 der Grundstein für die Elbphilharmonie gelegt wurde.

Die Stimmung unter den aktiven und kritischen Bürgern Wilhelmsburgs pendelte derweil zwischen Ernüchterung und Euphorie. Viel Neues war in Wilhelmsburg auf den Weg gebracht, zwar in kleinen Schritten, aber mit großer Zuversicht. Doch auch Rückschläge mussten verkraftet werden.



Naturidyll an der Süderelbe: das Heuckenlock



Spuren der Industriegeschichte am Veringkanal: das Kulturzentrum Honigfabrik und die Schute des Kunstvereins „Maknete“





Im Jahr 2013 ist Wilhelmsburg Schauplatz der Internationalen Gartenschau

unten: Spuren der ländlichen Vergangenheit findet man in Kirchdorf, Schönenfelder Straße

oben rechts: Am Südostzipfel der Elbinsel in Moorwerder wird bis heute Gemüse angebaut

unten links: Die im 18. Jahrhundert erbaute Windmühle „Johanna“ wurde 1997 restauriert und zeigt damit, dass sich heute in Wilhelmsburg „was dreht“

unten rechts: Werbung für ein grünes Wilhelmsburg auf dem Inselkarneval 2007

